



Kapitel 2

Nur eine Viertelstunde später hatte ich mir Sandalen angezogen, Bärbels Frühstück vorbereitet und es mit den restlichen Paketen in den Fahrradkorb geladen. Der Fahrtwind blies mir die Haare aus dem Gesicht, und ich trat ordentlich in die Pedale, um all den Leckereien nicht mehr Zeit in der Wärme zuzumuten als nötig.

Schnaubend und pfeifend kam mir die Chiemseebahn entgegen. Über hundert Jahre war sie schon alt – nein, Moment, Opa würde schimpfen, deshalb: Tatsächlich waren es stolze hundertdreiunddreißig Jahre –, lackiert in einem satten Tannengrün. Dampf stob in die Höhe, die Räder ruckelten auf den Schienen. Die meisten Waggons waren um diese Zeit leer, doch bereits in einer Stunde würde die alte Dampfstraßenbahn etliche Touristen vom Bahnhof zum See transportieren.

»Servus, Anne!«, rief Andi, der, bereits in der Schaffneruniform, geschickt von einem Waggon zum nächsten sprang – und ich grüßte zurück.

Ein Haus nach dem nächsten peilte ich an. Übergab Pakete, stellte die Tageskarte von morgen vor und hielt den einen oder anderen Plausch. Ich liebte es, unseren Kunden Frühstückspakete auszuliefern. Ob Rentner, Berufstätige oder junge Mütter – alle Augen leuchteten, sobald sie das Paket öffneten. Ein königlicher Start in den Tag. Auch die Frühstückspakete besaßen keine festen Preise. Opa hielt seit Jahren an diesem Modell fest, obwohl wir kaum Gewinn erzielten. Doch wie er immer sagte: Er war nicht Bäcker geworden, um reich zu werden, sondern um Menschen glücklich zu machen.

Ein Blick in den Fahrradkorb verriet mir schließlich, dass ich noch ein Päckchen auszuliefern hatte. Meine Bremsen quietschten, dann kam ich vor einem kleinen, von Wind und Wetter verwitterten Holzhaus zum Stehen, das meine Lieblingskundin mit ihrer unverkennbaren Liebe zu Elefanten gestaltet hatte. Hortensien zierten den Vorgarten, eine ganze Herde aus Stein gemeißelter Elefanten lugte unter ihren Blüten hervor. Manche so groß wie ein Hühnerei, andere beinahe wie eine Katze. Das Fenster neben der Eingangstür war weit geöffnet, ein Porzellanelefant zierte das Fensterbrett, und eine Grünlilie streckte ihre Blätter der Sonne entgegen.

»Bärbel?«, rief ich.

Stille. Vögel zwitscherten im Garten, in der Ferne hörte ich die Chiemseebahn pfeifen. Dass Bärbel unterwegs war und ein Fenster offen ließ, sah ihr nicht ähnlich. Vor allem, wenn die Polizei Serieneinbrüche in Prien meldete.

Ich schnappte mir das Frühstückspaket und lugte durch die Gardine ins Wohnzimmer. Hinter dem durchbrochenen Stoff erkannte ich schemenhaft eine Gestalt. Liegend. Auf dem Sofa. »Bärbel?«, probierte ich es ein zweites Mal. Hoffentlich war sie wohlauf.

»Ha?«, kam es schlaftrunken zurück. Ihre Stimme war müde und rau. »Wer ist da?«

»Ich bin's, Anne!«

»Tür ist offen!«

Meine Schritte hallten durch den Flur, als ich eintrat. Bärbels Haus sprühte vor Charme. Wer es betrat, zog erst einmal den Kopf ein, um sich nicht an der oberen Kante des Türrahmens zu stoßen. Ein Hobbit-Haus, hatte Hilde immer gesagt und gelacht. Vermutlich wirkte es deshalb so eng, weil Bärbel es schaffte, auf einem Quadratmeter mehr Dekofiguren aufzustellen als andere Menschen in drei Stockwerken. Am liebsten Elefanten: aus Holz, aus Porzellan, aus Plüsch. Sie sammelte sie. Hundertachtundzwanzig Stück besaß sie, das hatte sie mir einmal verraten – und jeder davon trug einen Namen. So vergesslich Bärbel auch war, die Namen der hundertachtundzwanzig Elefanten vergaß sie nie. Behauptete sie zumindest. Nachprüfen konnte ich es ja schlecht, weil niemand wusste, ob da eben Elmar auf dem Kachelofen saß oder Heinz-Günther.

Und da war schon der erste – aus Plüsch. Beinahe so groß wie ein dicker Dackel, glänzende, dunkle Knopfaugen und ein stilles Lächeln auf dem Baumwollgesicht. Ein blaues Samtsäckchen baumelte an seinem Rüssel. Er saß direkt im Hausflur, nur eine Handbreit hinter dem Fußabstreifer. Ob das nun der hundertneunundzwanzigste war?

»Dir ist wohl ein Elefant zugelaufen«, rief ich durch den Flur.

»Ach ja?«, kam es nun aufgeräumter aus dem Wohnzimmer zurück. Ihr Grinsen war unüberhörbar.

»Soll ich ihn hereinbitten?«

»Hier ist jeder willkommen.« Das Sofa knarrte, vermutlich stemmte sie sich gerade hoch.

Ich setzte den Elefanten auf die Frühstücksbox, zog mir ein Paar Gästehausschuhe über – rosa Puschen! – und trat ins Wohnzimmer.

»Um Himmels willen!« Erschrocken stürzte ich auf Bärbel zu.

»Ach, Anne.« Sie lachte. Glücklicherweise. Auch wenn sie mit all diesen blauen Flecken und dem eingegipsten Fuß nicht so wirkte, als wäre alles in Ordnung. »Jetzt tu doch nicht so, als wäre ich tot.«

Ich zeigte auf den Gipsfuß. »Gebrochen?«

»Keine Ahnung. Offenbar schon.« Bärbel zuckte die Schultern.

»Der Arzt wird doch was gesagt haben?«

»Er hat das Röntgenbild hochgehalten und gesagt: Das sieht nicht gut aus. Und ich hab geantwortet: Macht nichts, wenn es Ihnen nicht gefällt. Zwingt Sie ja keiner, es in Ihrem Wohnzimmer aufzuhängen.«

»Bärbel!« Grinsend schob ich ihr ein Kissen hin.

»Ach!« Falten gruben sich in ihre Wangen, als sie lächelte.

»Hast du dich geprügel?«, fragte ich schmunzelnd.

»Was denn sonst.« Sie lachte. »Du kennst mich doch, bei mir fliegen schnell die Fäuste.«

Wenn ich mir Bärbel, diese zierliche kleine Frau mit dem feenhaften silbernen Haar – meist zu einem langen Zopf geflochten –, vorstellte, wie sie drei Männer zu Boden streckte ...

»Im Ernst«, sagte ich besorgt. »Hast du Schmerzen?«

»Ich bin dreiundachtzig, Anne.« Sie schmunzelte. »Da zwickt immer irgendwas. Und heute eben ein bisschen mehr.«

Ernst sah ich sie an. »Was ist denn passiert? Und wann? Gestern?«

»Heute Nacht. Eigentlich wollte ich nur zur Toilette. Wie immer, dreimal pro Nacht – meine Blase ist schließlich auch schon dreiundachtzig Jahre alt. Wenn sie ein Waschbecken wäre, hätte sie jeder vernünftige Handwerker schon vor fünfzig Jahren grundsaniert.«

Ich lächelte milde. »Bist du gestürzt?«

»Mir war so schwindelig. Vermutlich die Hitze. Als junges Mädchen ...« Sie drückte meine Hand und sah mich vielsagend an. »In deinem Alter habe ich den Sommer geliebt. Aber jetzt macht mir die Hitze dann doch schon zu schaffen.«

»Viel trinken, Bärbel.«

Sie zwinkerte mir zu. »Sag ich auch immer. Aber mein Hausarzt meint, das macht meine alte Leber nicht mehr mit.«

»Wasser!«, rief ich und schüttelte den Kopf.

Sie grinste nur spitzbübisch. »Jaja. Dann kann ich gleich auf der Toilette übernachten.«

Mitfühlend betrachtete ich ihren Gipsfuß. »Du bist ja echt böse aufgekommen.«

»Man fühlt sich so hilflos«, gab sie zu. »Ich konnte den Fuß ja nicht einmal bewegen. Den Hausnotruf hatte ich auf dem Nachtkästchen vergessen. Dem Himmel sei Dank, dass ... er ... mich gefunden hat.«

Ich stockte. »Du hast den Notruf nicht mitgenommen?«

Ein Hauch von Rot, das ich nicht näher einordnen konnte, schien über ihre faltigen Wangen zu huschen, und sie wandte den Blick ab.

»Und – wer ist dieser Er?«, fragte ich irritiert. »Sag bloß, du hast einen Verehrer? Der mitten in der Nacht mit einem Strauß roter Rosen auftaucht?«

»Anne.« Ihr rügender Blick traf mich. »Jetzt werde nicht albern.«

Ha, da war es! Das Gesicht, das Bärbel für gewöhnlich aufsetzte, wenn sie beim Karteln das Ass in der Hand hielt. »Ich kenne diesen Blick«, sagte ich grinsend.

»Quatsch. In meinem Alter hat man mit der Gesundheit schon genug Probleme, da muss man sich nicht auch noch einen Mann antun.«

Schweigend sah ich sie an.

»Ist doch wahr. Diese Generation Mann glaubt noch immer, Frauen seien vom lieben Gott dazu gemacht worden, zu putzen und zu kochen.« Ihre Augenbrauen wanderten nach oben, schelmisch grinste sie mich an, dann flüsterte sie: »Und ich mag viel lieber essen als kochen!«

»Apropos!« Lächelnd hob ich die Pappschachtel auf, die ich vor Schreck auf dem Boden abgesetzt hatte, und entfernte den Deckel.

»Frühstück!« Bärbels Augen leuchteten. »Ich habe wirklich einen riesigen Hunger! Ach ... Anne ...« Umständlich wälzte sie sich zur Seite, ihr knochiger Arm zeigte in Richtung Garderobe. »Könntest du geschwind ... In meiner Jackentasche ist der Geldbeutel ...«

»Nichts da!«, widersprach ich. »Geschenk des Hauses! Für verletzte Lieblingskunden haben wir immer ein Frühstück.«

»Nein, nein, nein ...«

»Doch.« Mit sanfter Konsequenz schob ich sie aufs Sofa zurück, von dem sie sich hochstemmte, dann nickte ich in Richtung Küche. »Ich hole dir Besteck, ja?«

Sie nickte schicksalsergeben. »Links, die erste Schublade ...«

Während ich wenig später in der Besteckschublade kramte, schien Bärbel sich bereits aufgesetzt und auf die Himbeeren gestürzt zu haben.

»Mmmmh, frische Himbeeren ... Der Himmel auf Erden ...«, hörte ich sie murmeln.

»Du bist übrigens die Meisterin der Ablenkungsmanöver«, rief ich und schlurfte vorsichtig zurück ins Wohnzimmer, denn die pinken Puschen an meinen Füßen waren ein paar Nummern zu groß, und ich musste abermals einem Elefanten ausweichen.

»Ach so?« Sie ließ gerade eine weitere Himbeere in ihrem Mund verschwinden, schloss genüsslich die Augen und kaute. Ihr verschmitztes Lächeln zeigte mir, dass sie genau verstand, wovon ich sprach.

Ich ging vor dem Sofa in die Hocke, hob die Augenbrauen und streckte ihr das Besteck entgegen. »Raus mit der Sprache, Bärbel. Wer ist dieser mysteriöse Er, der nachts in deiner Wohnung Erste Hilfe leistet?«

»Also gut.« Mit einem Seufzen schnitt sie eine Semmel auf. »Er ist mein Enkel. Ich habe ihn so lange nicht mehr gesehen. Er ist nach all den Jahren wieder einmal in Prien und wollte mich spontan besuchen.«

»Wie schön!«

»Ich wollte nur nicht ...« Sie zögerte. »... wollte nicht, dass jemand etwas davon erfährt. Unsere Familienverhältnisse sind nicht ganz einfach, musst du wissen.«

»Von mir erfährt niemand etwas. Versprochen.« Lächelnd zupfte ich das Kissen unter ihrem Gipsfuß zurecht, das bereits von der Couch zu rutschen drohte. »Sitzt du bequem?«

»Alles gut, lieb von dir.«

»Du Arme.«

»Das wird schon wieder.« Sie stupste mir mit dem Finger gegen die Nase. Mit Butterfingern, vermutlich vom Wurstbrot. »Unkraut vergeht nicht.«

»Giersch und Löwenzahn, ich weiß.« Belustigt schüttelte ich den Kopf.

»Zeig mal.« Eine Gabel Rührei verschwand in ihrem Mund. Dann griff sie nach dem Plüscheliefanten und sah ihn liebevoll an. »Was für ein süßer Kerl. Das ist wirklich lieb von dir, Anne.«

Irritiert sah ich sie an. »Der ist nicht von mir.«

»Nein?«

»Der lag im Flur.«

»Muss ich jetzt überall Zettel aufhängen: Elefant zugelaufen?«

»Unbedingt. Und wenn sich niemand meldet, bringe ich das Kerlchen ins Tierheim«, scherzte ich und grinste.

Bärbel musterte den Elefanten prüfend. »Er sieht nicht so aus, als würde er jemandem gehören.«

Das stimmte. Zunächst einmal war er trocken. Kein Babysabber, kein Schlamm vom Spielen im Dreck. Er hatte keine Schrammen, keine aufgeplatzten Nähte, nichts. Und dabei waren es doch die kleinen Schrammen, die das Leben erst vollständig machten. Eine von Opas Weisheiten: Wer keine Schrammen hat, hat nicht gelebt.

Dieser hier schien noch auf der Suche nach liebevollen Händen zu sein, er roch geradezu herzerreißend einsam, nach Fabrik und Färbemitteln und neuem Stoff.

»Gut, dass Andi nicht da ist«, sagte ich. Der hätte vermutlich grinsend die Augen verdreht und Bärbel daran erinnert, dass sie für Kuscheltiere längst zu alt war.

»Laut Andi bin ich zu alt dafür?« Bärbels Lächeln wirkte irgendwie triumphierend. »Das sagen die Leute, nicht wahr? Sie sagen viel, wenn der Tag lang ist.«

»Entschuldige.« Ich wurde rot. Kuscheltiere waren ihr bestimmt immer ein Trost gewesen. Sie hatte schon so lange niemanden mehr, in dessen Armen sie nach einem erfüllenden Tag glücklich einschlief.

»Ehrlich gesagt ...« Bärbel senkte ihre Stimme auf ein Flüstern. »Ehrlich gesagt amüsiert es mich ja. Das Kopfschütteln, der verständnislose Blick, das leise ts, ts, ts ... Als müsste es mir peinlich sein, dass ich glücklich bin! Glück! Peinlich!«

»Beneidenswert.«

»Der Körper wird zerbrechlicher, wenn man alt wird. Der Rücken biegt sich nach vorn, die Knochen klappern.« Sie lachte laut. »Aber die Haut wird dicker. Man bekommt ja ein dickes Fell, liebe Anne. Was denkst du, was mir mittlerweile alles am Allerwertesten vorbeigeht, was mich früher zum Weinen gebracht hätte?« Mit der Gabel angelte sie nach ein paar Jostabeeren.

»Habe ich eine Chance, das zu lernen, bevor ich dreiundachtzig bin?«, fragte ich schmunzelnd.

»Hoffentlich.«

»Süß ist er ja.« Lächelnd zupfte ich dem Plüschtier einen Faden vom Rüssel.

»Hast du Kuscheltiere, Anne?«, fragte Bärbel.

»Irgendwo auf dem Dachboden ...«, setzte ich an, doch ich brach ab, als ich Bärbels Blick auffing.

»Du hast deine Kindheit auf den Dachboden verbannt?« Sie grinste.

Vermutlich hatte ich das. Ich hatte in meiner Kindheit mit Plüschtieren gespielt, ihnen Geheimnisse erzählt und die Erlaubnis gegeben, in meiner Abwesenheit alle Schokoladenvorräte zu plündern. Heute gab ich widerwillig zu, dass es einen ganz anderen – und auf der Waage deutlich sichtbaren – Grund hatte, warum die Schokolade so schnell verschwand.

»Weißt du noch, wie du als kleines Mädchen bei mir zu Besuch warst und dir Sorgen gemacht hast, als ich einen kleinen Teelöffel ganz ohne Begleitung eines erwachsenen